

(Nachdruck verboten.)

151] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Auch mit dem einzigen Kinde des Gelehrten, zu dem er sechs mal die Woche ging, lebte er gute und seine Stunden. Freilich nicht von Anfang an. Als er bei dem sechsjährigen Bürschchen mit dem Unterricht beginnen wollte, bemerkte er, daß es kaum die Entwicklung eines Vierjährigen hatte. Infolge von Krankheit und Verzärtelung war es so zurückgeblieben, daß es fast gar nicht sprechen konnte, und wenn es nach vielen Ermunterungen und Mühen endlich den Mund aufstut, so sagte es „trein“ statt „klein“ und „Fische“ für „Kose“. O, o, o, dachte Asmus, was fang ich da an. Zudem war der Kleine furchtjam wie ein Häselein; er starrte seinen Lehrmeister nach Wochen noch an wie einen bösen Mann und war durch die zündendsten „Witze“ und die komischsten Gesichter nicht ins Lachen zu bringen. Hundertmal, tausendmal sprach ihm Asmus die richtigen Laute vergeblich vor — das konnte nicht immer kurzweilig und fröhlich sein; dem Kleinen traten dicke Tränen ins Auge, und dann war alles vorbei. . . . Dann mußte Asmus aufspringen und ein paar mal auf und ab gehen und sich sagen, daß er die Geschichte vom Sisyphos bisher immer viel zu leichtfertig und teilnahmslos aufgefaßt habe. Endlich, nach sechs Wochen, sagte das Bübchen plötzlich ganz richtig „klein“ und „Klavier“. Asmus traute seinen Ohren nicht.

„Sag' mal Klaus!“ — „Klaus.“

„Klemmel!“ — „Klemmel!“

„Klosett!“ — „Klosett!“

„Hurra!“ brüllte Asmus, „hurra, er kann es!“ und er sprang — er konnte nicht anders — er sprang über einen Stuhl. Da lachte das Bürschchen zum ersten Male laut auf, und nun kam Sonnenschein ins Werk. Von nun an ging es vorwärts, und nach einem halben Jahre streckte sich aus den verhußelten Hüßblättchen der kleinen Menschenknospe ein vollkommen helles und frisches Geistes hervor.

Die Wirksamkeit in diesem Hause hatte für Asmus noch ein anderes Ergebnis. Jrgend jemand hatte dem Vater seines Schülers gestedt, daß der junge Herr Semper auch dichte, und eines Tages erbat der Vater von seinem Hauslehrer ein Lied für eine Naturforscherversammlung. Asmus sagte zu und dichtete etwas hervorragend Ungeeignetes. Der Doktor hatte sich ein munteres Kneiplied gedacht; Asmussens Werk aber war mit mehreren Zentnern Naturphilosophie befrachtet. Der Gelehrte, ein Gentleman, fragte gleichwohl mit verbindlichem Dank nach seiner Schuldigkeit. Vor Asmussens Phantasie stieg wie eine Leuchtugel ein funkelndes Fünfmärkstück auf; aber er ließ sich grundsätzlich nicht übergentlemanen und sagte, es sei eine Gefälligkeit, für die er kein Honorar beanspruche.

„Nun, dann werd' ich es auf andere Weise gutzumachen versuchen,“ sagte der Doktor.

Und von nun an erschien in jeder Unterrichtsstunde eine Tasse Kaffee, ein wundervoller Kaffee, nicht mit Zichorien wie zu Hause. Und da er ein Jahr lang im Hause des Gelehrten wirkte, so kamen Hunderte von Tassen Kaffee heraus, und sie waren sein erstes Dichterhonorar, ein so hohes, wie er es viele Jahre später noch nicht erreichen sollte.

16. Kapitel.

(Handelt von sonderbaren Studenten und von einem unbergleichlichen Architekten.)

Soweit waren die Privatstunden gut und schön. Mit den zwei Kaufleuten aber ging es schon anders. Das waren zwei Kompagnons, die Englisch lernen wollten. Aber nicht das Englisch der Schulgrammatik, des Landpredigers von Wafefeld und des Berlorenen Paradieses, sondern das Englisch der Butter-, Eier- und Buchstinkhändler. Also kaufte sich Asmus eine Grammatik der englischen Kaufmanns- und Gernerbesprache und studierte mit Woll dampf englische Tratten, Kimeffen, Konnossemente, Fakturen, Beschwerden über unbefriedigende Sossenstoffe und Insolvenzerklärungen. Die beiden Schüler waren so ungleich wie nur denkbar; der eine begriff nichts, der andere alles, und das mochte diesen bewogen haben, sich mit jenem zu assoziieren. Wie sollte man

mit zwei solchen Pferden vorwärts kommen! Und obendrein mußte man doch immer auf der Hut sein, den verstopften Geist seine Beschränktheit allzu beschämend fühlen zu lassen! Aber die Qual sollte nicht allzulange dauern. Als Asmus nach zehn Unterrichtsstunden zur elften erschien, erklärte ihm die Frau, bei der die beiden Junggesellen gewohnt hatten, daß seine Schüler verzogen seien, „unbekannt, wohin“. Sein Honorar hatten die Kompagnons mitgenommen. Asmus stand eine Weile sinnend vor dem Hause und betrachtete beim Schein der Gaslaterne die Grammatik für Kaufmannsenglisch, die vier Mark gekostet hatte und für die er nie im Leben wieder Verwendung finden sollte.

Mit diesen Stunden hatte er besonders gerechnet. Er verdiente allgemach so viel, daß er seinen Eltern Kost und Wohnung vergüten konnte, und diese Stunden sollten es ihm endlich ermöglichen, von seinem Verdienst ein wenig für sich zu behalten. Wenn die Stunden eine Weile fortgingen, wollte er sich ein Klavier mieten! Und auf diesem einst zu mietenden Klavier hatte Ludwig Semper's Sohn auf Spezergängen und an stillen Feierabenden schon manches Adagio cantabile und manches Presto furioso gespielt. Denn er war vielleicht der größte und kühnste Lustschloßarchitekt seines Jahrhunderts. Aus einem einzigen Stein baute er ein Schloß; aber er ließ es nicht etwa, wie die meisten dieser Künstler, bei dem Gerüst oder bei der Fassade bewenden; nein, er führte es durch und hinauf bis zu den letzten Zialen und Türmchen, die mit den Mondstrahlen stritten an Feinheit und Glanz; er baute es aus von der Halle bis ins schwiegeuste Gemach, von der breitschimmernden Treppe bis in die Kammer des Türmers, vom lauschigen Erker bis zum lachenden Balkon, der in prangende Gärten hinabsah. Denn was wäre ein Schloß ohne einen Park mit Brücken und Lauben, mit singenden Wassern und horchenden Steinbildern, mit hundert Abgründen für den Traum und hundert Grotten und Höhlen für die Erinnerung?

Aber das merkwürdigste war, daß er, wenn das Schloß nun plötzlich im leeren Grau verschwand, nur drei Sekunden brauchte, um sich mit dieser vollendeten Tatsache abzufinden. Er galt bei denen, die ihn kannten, für einen Menschen von Talent; aber sein größtes Talent kannten weder sie noch er selbst: sein unerhörtes Talent, glücklich zu sein. In einem heimlichen Schubfach seines Herzens lagen tausend Baupläne zu neuen Lustschlössern, hinter seiner Stirn brannte wie ein wandelloser Stern die Hoffnung: Einmal bau ich mir doch ein Schloß, ein Schloß aus wirklichem Glück, und so viele, so herrliche Schlösser ihm versinken mochten — er versöhnte sich mit jeder Notwendigkeit und kannte nichts Unfinzigeres als Trauer um das Unabänderliche.

Und so schob er denn die Grammatik der englischen Handelsprache unter den Arm und sagte sich: „Ich habe doch meine Kenntnis des Englischen erweitert und einen gewissen Einblick in geschäftliche Dinge bekommen — wer weiß, ob ich sonst jemals dazu gekommen wäre.“ Damit waren die Kompagnons erledigt.

Die Lust, etwas zu lernen, ist unter den Menschen weit verbreitet, die Lust, sich darum anzustrengen, nicht. Es gab wohl allerlei Leute, die Privatstunden haben wollten; aber sie gaben sie gewöhnlich schnell wieder auf, wenn sie merkten, daß das Lernen bei aller Wilde der Methoden doch etwas anderes ist als eine schmerzlose Einspritzung ins Gehirn. So gingen allerlei Leute durch Asmussens Hände: ein Opernsänger, der fast so begabt war wie der beschränkte Kompagnon, aber nicht singen konnte; ein Franzose, der Deutsch lernen wollte, der — *avant oublié son porte-monnaie* (sein Portemonnaie vergessen hatte und) Asmussen um drei Mark anpumpete und dann nicht wiederkam; ein Gastwirt, der eine feinere Wirtshaft übernahm und darum Bildung lernen wollte, und manche andere; es gab Wochen, in denen „das Geschäft blühte“; aber sie wechselten mit Monaten, Vierteljahre, an denen es darniederlag. Und wenn den Glückspilz Asmus Semper etwas andauernd unglücklich machen konnte, so war es das Gefühl, seinen Eltern zur Last zu liegen, und die Furcht, in den Augen seiner Mutter den stummen Vorwurf zu lesen, daß er seinen Eltern Opfer und Sorgen auferlege, die keines der anderen Kinder verlangt habe

17. Kapitel

(Das Schicksal führt uns zu wunderlichen Tischgenossen.)

In solcher Zeit ward ihm einmal Hülfe durch einen Lehrer, der ihm in „seinen Häusern“ drei Freitische verschaffte. Asmus jubelte, erstens weil er seinen Eltern drei Mittagsmahle ersparte, und zweitens, weil ihm ein Klassenkollege und Freitischler auf Spaziergängen zu wiederholten Malen die Federbissen geschickt hatte, die es in solchen Häusern gebe. Schneebälle zum Beispiel, Schneebälle zum Nachtsich, man denke! Asmus freute sich wie ein Kind auf die zu erwartenden Festgerichte und ahnte nicht, womit sie gewürzt waren. Und bei dem Architekten war es wirklich schön! Die kinderlosen, noch jungen Eheleute behandelten ihn ganz wie einen Gast; das Mädchen servierte erst der gnädigen Frau, dann ihm und dann erst dem Hausherrn, und die gnädige Frau schenkte ihm immer besonders gute Bissen zu und schälte und zerlegte ihm mit eigenen Händen Äpfel und Apfelsinen. Asmus war von dieser reinen Güte so beschämt, daß er anfangs vor Beklommenheit nicht reden und nicht essen konnte. Aber die ungezwungene Freundlichkeit der Wirte, die keine seiner Verlegenheiten und Unbeholfenheiten zu bemerken schien, half ihm über alle Mängste hinweg; der Hausherr schenkte ihm immer wieder ein, behandelte ihn als alten Kneipgesellen und neckte bei aller Zartheit seine Frau so lustig und unbefangen, als wäre niemand zugegen denn ein alter Freund!

„Greifen Sie zu, Herr Semper, greifen Sie zu!“ rief er. „Meine Frau hofft natürlich, daß von dem Eis was nachbleibt — sie nascht nämlich; aber wir sind für ihre Gesundheit verantwortlich; es darf nichts übrig bleiben.“

Dann drohte die sanfte Frau ihrem Gatten lächelnd mit dem Finger und schob Asmus die Gistorte zu mit einem Glanz in den Augen, als pflege sie in dem kleinen Seminaristen ihr ersehntes Kind.

Wie ganz anders ging es da „bei Stadtrats“ zu. Da kam Asmus gleich beim ersten Male neben einer pompösen Dame zu sitzen; sie hieß „Frau Senator“, und er war sozusagen ihr Tischherr. Zwischen ihr und ihm stand auf dem Tisch eine Flasche Rotwein. Als der erste Gang nach der Suppe aufgetragen war, sagte die dicke Frau in einem bösen Tone:

„Na, wenn Sie keinen Wein mögen, ich mag Wein!“ nahm heftig den Stöpsel von der Flasche und schenkte sich ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr von Kaarnajarvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

Längs der Wände schlug man schmale Bretter an, worauf die Punschgläser, Zigarren und Aschenbecher stehen sollten.

Alles war auf das gediegenste und reichhaltigste eingerichtet, und der Amtmann hatte nicht etwa nur Erfrischungen und kalte Küche, sondern ein reguläres, ausgiebiges Souper bestellt.

„Wirst Du nicht auch die Hummern aus dem Keller dreingeben?“ fragte die Witvin ihren Mann, der eben schwere Kognatflaschen hereinbrachte.

„Ja, natürlich; sie verderben uns ja sonst. Hellman soll uns nur getroßt auch noch dafür blechen. Er kann's schon tun. Der Schuft bezieht ja sonst alles, was er braucht, aus Meaborg, alles, bis aufs letzte Salzorn. Aber heute soll etwas auch einmal in unsere Taschen fließen. . . . Wieviel Pädchen Zigaretten soll ich auf jedes Wandbrett legen, eins oder zwei?“

„Leg' nur drei oder vier auf,“ erwiderte die Witvin. „Je mehr Du hinlegst, desto mehr gehen drauf. Wenn sie in Massen daliegen, werden sich die Leute unaufhörlich aufs neue bedienen und die alten fortwerfen, ehe sie zu Ende geraucht sind.“

„Schau, schau, wie klug Du bist!“ schmunzelte der Wirt. Und rasch holte er noch neue Pakete, während die dralle Witvin die blindenden Gläser herbeibrug.

Gegen sieben Uhr begannen die Gäste in den Hof einzufahren. Der Amtmann kam zuerst, um die Leute zu empfangen. Er ordnete unverzüglich an, daß mehr Lampen und Kerzer in das Vorzimmer gebracht würden, damit die Gäste nicht im Finstern zu tapp'n brauchen und damit alle Welt schon von außen wissen solle, daß hier ein großes Fest abgehalten werde. Wozu sollte man auch irgend eine Ausgabe scheuen? Es war ja kein armer Mann, der das alles zahlte

„Kommen Sie nur ungeniert herein, meine Herren! Nur weiter, immer weiter!“ ermutigte er die Jaghaften. „So ist's recht! Und nun wollen wir gleich einen kleinen Kognac aufstischen. Das ist das Beste, wenn man aus der kalten Luft kommt! Hier, meine Herren, sind auch Tabak, Zigarren, Zigaretten. Bedienen Sie sich nach Belieben. Nur zugreifen! Nur zugreifen!“

Der Arzt erschien, mit seinem biden Bauch bald im Saal umherpromenierend, dann der Richter, der sich seine große Nase beim Eintritt heftig schneuzte, und der Apotheker, der seinen Hut nach allen Seiten hin sehr artig zu schwenken verstand. Endlich suchte er für diesen hinter den Blumentöpfen am Fenster einen sicheren Platz, saßte sich bei seinem langen Barke und begann mit einem Kämmchen, das er aus der Tasche zog, sorgfältig auszukämmen. Danach zündete er sich eine Zigarette an und setzte sich zu den Honoratioren.

Jetzt erschien auch der Hauptmann in seinem weiten Wolfspelz. Er warf ihn im Vorsaal ab und trat nun in einem nagelneuen, gut sitzenden und nach dem neuesten Schnitt gearbeiteten Rock, rasiert und frisiert, mit Eleganz in den Saal. Ihm folgte das Gros der Gäste, die Mitglieder der beleidigten Steuerkommission, Advokaten, Richter, Beamte, sowie mehrere der vornehmsten Pächter aus der Gegend.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren, rauchen Sie und tun Sie, als ob Sie zu Hause wären,“ sagte der Amtmann unaufhörlich zu den Eintretenden und wisperte einem jeden mit bedeutungsvollem Lächeln zu: „Der Held des Abends ist noch nicht da, aber das hat nichts zu sagen, das Fest kann auch ohne ihn seinen Anfang nehmen.“

„Ja, hal' Der Held des Abends!“ wiederholten alle und brachen in helles Gelächter aus.

Erst lachten sie mit Botberg und hinterdrein noch unter sich, hielten sich die Bäuche und brachten ihre derangierten Westen wieder in Ordnung.

Der Hauptmann folgte dem Beispiel seines Vusenfreundes und amüsierte sich ebenfalls über den „Helden des Abends“.

„Aber wie habt Ihr es eigentlich angestellt, ihn herumzutreiben?“ fragte einer aus der Gesellschaft.

„Er konnte sich nicht anders helfen, nicht anders helfen,“ entgegnete der Hauptmann. „Es war mein Gedanke. Als ich noch Leutnant war und in der Welt herumkam, hatten wir einen ähnlichen Fall mit einem Kameraden, der grad' so filzig war. . . .“ Und nun erzählte er die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. „Ihr werdet zugeben, das ist die allerbeste Art, einen solchen Kerl zu strafen.“

„Allerdings!“ pflichtete man ihm bei. „Obendrein haben noch andere Spaß und Vergnügen dabei.“

„Habt Ihr auch davon gehört, wie wir ihn erst noch hin- und herfahren ließen?“

„Ja, ja, jawohl, in Sturm und Schnee,“ sicherten die anderen.

„Sollte man's glauben, daß der piffige Hellman sich so zum Karren halten ließ?“

„Gewungenermaßen; das Gefängnis stand ja als drohendes Gespenst vor ihm.“

„Was? Gleich Gefängnis für solch dummes Geschwätz?“

„Bist! Still! Nach dem Buchstaben des Gesetzes. . . . Sprechen wir heut' abend nicht weiter davon!“

Viertelstunde um Viertelstunde verrann; Hellman erschien nicht. Da verlor Botberg die Geduld, begab sich in die Küche und erteilte den Befehl, daß man das lodende Wasser zum Punsch hereinbringe.

„Da der Held des Abends gar zu lange auf sich warten läßt,“ wandte er sich zurückkehrend lächelnd an die Gäste, „so wollen wir ohne ihn feierlich den Anfang machen.“

Mit diesen Worten warf er große Klumpen Zucker in die Gläser. In diesem Moment trat der Hausknecht in den Saal und teilte ihm mit, daß Hellman eben angekommen sei und ihn draußen zu sprechen wünsche.

„Warum kommt er nicht herein?“

„Er sitzt in seinem Schlitten und schickt mich zu Euch.“

„Was soll das heißen, zum Teufel?“ brummte der Amtmann, ging aber doch hinaus. Einige Reugierige schlichen unmittelbar hinter ihm drein, um durch die Türspalte hindurchzuliegen.

„Bleibt er im Schlitten oder steigt er aus?“ fragten die anderen.

„Er steigt aus.“

„Weshalb er nur nicht hereinkommt?“

„Er mag nicht soviel Aufsehens machen und will lieber durch ein Seitentürchen eintreten. . . .“ Aber verhaltet Euch doch ruhig! Wie kann man denn etwas verstehen, wenn Ihr nicht aufhört, zu schwätzen? Jetzt fragt er, ob viele Fremde da sind. Der Amtmann antwortet ihm: „Nicht viele.“ — „Ja, wem gehören denn dann die vielen Pferde?“ — „Still! Jetzt kommt er herein!“

Hastig zogen sich die Herren von ihrem Beobachtungsposten zurück, denn im selben Augenblick öffnete Botberg die Tür und schob Hellman bei den Schultern herein. Alle Gäste erhoben sich, und die im Saal umhergingen, hielten inne und verbeugten sich debot vor dem Ankömmling.

Zuerst erwiderte der Gutsbesitzer ihre Grüße mit verlegenem Hüpfeln, aber bald darauf mit ein paar linkischen Verbeugungen. Der Amtmann forderte ihn höflich auf, doch auch den Pelz abzunehmen, und ein junger Gerichtschreiber eilte geflüstert herbei, um das Kleidungsstück an den Nagel zu hängen. Jetzt trat

auch der Hauptmann hinzu, schüttelte dem Gastgeber die Hand und geleitete ihn an der Seite Botbergs zur großen Tafel. Im Gehen zupfte der Gutsbesitzer den Amtmann am Kermel: „Ruch ich etwa gar jetzt schon Abbitte leisten?“ fragte er.

„O, jetzt noch nicht, erst wenn die Punschbowle aufgetragen wird.“

„Sagt einmal, Botberg,“ fing er nach einer Weile wieder an, „ginge es nicht, daß Ihr mir das abnehmt? Das heißt . . . ich meine . . .“

„Wie? Meint Ihr, ich solle für Euch die Abbitte vortragen?“

„Ja, es wird wohl ganz gleich sein, ob ich . . . ich wüßte nämlich nicht recht die Worte zu setzen . . .“

„Reinetwegen denn! Weshalb auch nicht? Die Hauptsache ist, daß Ihr dabei seid. Wollt Ihr den Punsch mit brauen helfen?“

„Nein, o nein!“ wehrte Hellman ab. „Beforget das selbst. . . . Führt mich nur hinaus aus dem Gewimmel.“

„Wie es Euch beliebt; aber wenn Ihr mich an das Punschglas kloppen hört, so kommt herein.“

„Gut, ich werde kommen.“

Der Amtmann schob nun den Gutsbesitzer in einen Seitenraum und begab sich in den Saal zurück, wo der Hauptmann mit Hilfe des Wirtes die Bowle anrichtete. Nach und nach sammelte sich um die Geschäftigen eine Gruppe minderere Leute, die bisher nie gesehen hatten, wie man eine Bowle braut.

„Also, das alles zusammen gibt eine Bowle?“ fragte einer. „Wäre es nicht gerade so gut, wenn man all diese Zutaten einzeln zu sich nehmen würde, den Kognat, den Wein, den Zucker?“

„Nein, davon versteht Ihr nichts, so schmeckt's besser.“

„Ist das nicht schon zuviel Kognat?“ mischte sich ein Zweiter drin.

„Im Gegenteil. Bringt nur noch eine Bouteille Kognat und einige Flaschen Wein.“

„Aber das wird ja zu stark werden!“

„Und zu teuer sein!“

„Das hat nichts zu sagen. Ich meine, die Hauptsache ist, daß sie gut schmeckt, koste sie, was sie wolle! Ihr seid doch nicht hergekommen, um Suderwasser zu trinken?“

„Wie teuer stellt sich eine solche Bowle? Ich wäre wirklich neugierig, das zu wissen!“

„Kostet davon, aber stellt keine müßigen Fragen.“

„Laßt sie mich auch kosten. Reiner Eren, die schmeckt fein!“

„O, noch nicht ganz so, wie sie schmecken sollte,“ meinte der Hauptmann, nachdem er auch davon gekostet hatte. „Da muß noch Champagner hinein. Her mit ein paar Flaschen, Herr Wirt!“

„Behüte, behüte!“ wandten einige Aengstliche ein.

„Was versteht Ihr davon! Ich sage Euch, in eine feine Bowle gehört unbedingt Champagner!“

Die Mehrzahl bekräftigte dies mit einem zustimmenden überlauten Gelächter.

Der Wirt brachte den Champagner. Die Bowle wurde nun verrührt, und jetzt erst gab der Hauptmann zu, daß sie „grade anginge“. Man brachte das Riesengefäß mit dem duftenden Gebräu auf die Tafel, und die Honoratioren gruppieren sich mit vergnügten Gesichtern in der Runde.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tafilet, das Stammland der marokkanischen Dynastie.

Im Nordosten und Nordwesten Marokkos stehen oder kämpfen schon geraume Zeit französische Truppen, und nun ist in den letzten Tagen auch der Südosten des Landes zum Kriegsschauplatz geworden, und die Feindseligkeiten sind mit einen für beide Teile verlustreichen Kampfe eröffnet worden. Es war bereits seit längerem davon die Rede, daß französische Truppen von Südosten, von Süd-Draa her in Marokko einzumarschieren gezwungen seien, da der Gegenseultan Mulay Hafid in Tafilet, dem Stammland der scherifischen Dynastie, Anhang gewinnen soll, und weil die Franzosen überdies die unruhigen Stämme dieser Gegend schon lange als eine schwere Gefahr für Südalgerien und die nordwestliche Sahara ansehen. Daher haben sie auch ihre Bahn nach Ain Sefta der marokkanischen Grenze entlang südwestwärts weitergeführt, so daß der heutige Endpunkt nur noch etwa 150 Kilometer von Tafilet entfernt liegt.

Die Gasse Tafilet oder Tafilet ist das Stammland der heutigen marokkanischen Herrscherfamilie, und in der Reihe der Titel des Sultans ist auch der eines „Königs von Tafilet“ vertreten. Im Jahre 1620 kam aus der arabischen Hafenstadt Jamba ein Scherif — also ein Heiliger und angeblicher Nachkomme des Propheten — namens Mulay Ali nach der seit 1536 Marokko einverleibten Gasse und erlangte dort schnell ein hohes Ansehen, so daß sein Sohn Mulay esch-Scherif sich bereits „König von Tafilet“ nennen konnte. Dessen Nachfolger aber, Mulay Reschid, ging gar schon angriffsweise gegen die Dynastie von Fes vor und gewann 1688 den marokkanischen Thron. Der jetzige Sultan ist der sechzehnte in der neuen Herrscherreihe Marokkos

Unser Wissen über Tafilet ist, wie überhaupt vom Südosten Marokkos, noch nicht sonderlich groß; denn nur wenige europäische Reisende haben die Gasse bisher aufgesucht, und sie haben überdies immer nur kurze Zeit in ihr verweilen können. 1828 war der Franzose René Caillié dort, Gerhard Rohlfs ist zweimal, 1862 und 1864, in Tafilet gewesen, und 1893 folgten ihm der Engländer Harris und der Franzose Desbrel. Die Berichte dieser Reisenden geben uns ein ungefähres Bild von der Gasse.

Der Südosten Marokkos ist eine ärmliche Wüste, die den Uebergang vom Atlas zur eigentlichen Sahara bildet. Die Zahl der wasserführenden Wadis (Flußtäler) und Quellen ist gering, und an diese sind die bewohnbaren und anbaufähigen Oasen gebunden. Die von Tafilet verankert ihr Bestehen dem Wadi Ocheris und dem Wadi Sis, die vom hohen Atlas herunter kommen und später in der Sahara sich verlieren. Tafilet dehnt sich in einer Länge von vielleicht 80 Kilometern und einer Durchschnittsbreite von etwa 15 Kilometern zwischen jenen beiden Wadis aus, die ihr Wasser zur Verrieselung der Palmengärten und Acker abgeben müssen, da Regen nur selten fällt und auf ihn kein Verlaß ist. Ein reich verzweigtes Kanalsystem von primitiver, doch zweckentsprechender Anlage überzieht die ganze, gegen 1150 Quadratkilometer umfassende kulturfähige Fläche. Einzelne Kanäle führen auch nach ganz trockenen Sommern etwas Wasser, aber es sind nicht alle von den sieben Bezirken der Gasse in dieser Hinsicht gleich gut bedacht; manche, wie Es-Sisa, sehen dürftig und bewahrlost aus, und ihre Dattelpalmenhaine wollen nicht recht gedeihen. Die Dattelpalme kommt in großer Menge vor, ihre Bestände bedecken fast die ganze Gasse und gleichen einem dichten Walde, der überall den freien Ueberblick hemmt. Sie allein ist es, die den Bewohnern die Existenzmöglichkeit sichert. Die Ernte versorgt nicht nur die Gasse selbst, sondern findet ihren Weg über ganz Marokko in großer Menge, sogar nach Europa. Angebaut werden ferner Weizen, Gerste, Hirse und Mais. In den Gärten werden auch Kohl, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Weintrauben, Granatäpfel, Aepfel, Birnen, Kürbisse und Melonen gezogen, aber nur die Wohlhabenden können sich den Genuß aller dieser Dinge leisten. An Haustieren werden gehalten: eine kleine, doch hübsche und ausdauernde Pferdeart, Kamele, Rindvieh, Maultiere, Esel, Ziegen, Schafe, Hunde, Fühner und Tauben.

Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Berbern und Juden. Die arabische Bevölkerung ist am zahlreichsten und umfaßt vier Stämme, darunter den der Scherifenfamilien. Sie haben zum Teil schon viel Berberblut in den Adern. Die Berber selbst, die die ursprüngliche Bevölkerung darstellen, gehören fast alle zu dem großen und mächtigen Stamm der Ait Atta. Ihnen sind auch die sogenannten Haratins zuzurechnen, die aber stark mit Regenen aus dem Sudan sich vermischt haben; sie kommen aus dem Wadi Draa in Süd-Marokko und verdingen sich in Tafilet als Feldarbeiter. Die Scherifenfamilien bestehen im wesentlichen aus Abstammungen des oben genannten Mulay Ali; sie wohnen in eigenen großen Häusern für sich und heiraten gewöhnlich nur untereinander, derart, daß die erste Frau aus einer Scherifenfamilie genommen wird, während die übrigen Frauen auch angesehenen Familien in Fes entstammen. Die Kinder sind in jedem Fall Scherife, sogar die einem Scherif von gekauften Sklavenmädchen geborenen Söhne. Aus diesen Familien ernannt der Sultan den Gouverneur von Tafilet, nach dessen Befehlen und Wünschen jedoch weder die Araber noch die Berberstämme viel fragen. Die marokkanischen Sultane selbst lassen sich sehr selten in ihrem Stammland blicken; geschieht es, so kommen sie, um an den Gräbern ihrer beiden ersten Ahnherren zu beten und um Frieden unter den fehdelustigen Stämmen zu stiften, wobei der Erfolg aber gering zu sein scheint. Als Harris Tafilet besuchte, war auch gerade der Sultan Mulay Hassan dort, und das soll seit 110 Jahren wieder das erste Mal gewesen sein, daß ein Sultan in die Gasse kam. Daß die marokkanischen Herrscher in Tafilet ihre Schätze verborgen halten, ist ein Märchen. Jene heiligen Gräber Mulay Alis und Mulays esch-Scherif liegen in dem Zentralbezirk Wadi Jfili; übrigens werden sie mehr von fremden Pilgern als von den Tafiletern selbst verehrt, obwohl diese Mulay Alis Namen beständig im Munde führen. Größeren religiösen Einfluß als die Dynastie scheinen die in der Gasse verbreiteten Bruderschaften und Sekten des afrikanischen Islam zu besitzen.

Die anderen Araberstämme liegen untereinander oder mit den Berbern in nahezu beständiger Fehde, und zwar besteht die häufigste Veranlassung zum Kampfe darin, daß die höher im Tale wohnenden Berber den tiefer sitzenden Arabern das Wasser abschneiden, was manchmal wirklich der Fall ist, manchmal aber auch ein unbegründeter Verdacht. Zwar liegt in Nisani, am Sitz des Gouverneurs, eine Garnison von etwa 50 marokkanischen Soldaten, aber sie würde den Versuch einer Einmischung in die örtlichen Streitigkeiten wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen. Jene Fehden sind ziemlich blutig; denn alle männlichen waffenfähigen Gefangenen werden ohne Erbarmen niedergemacht, erstochen, das Pulver und Blei dafür zu teuer ist. Von den jüdischen Familien hat jede ihren Patron unter den Moslem, einen Araber oder Berber.

Von den sieben Bezirken Tafilets ist der in der Mitte liegende von Wadi Jfili der religiöse und Handelsmittelpunkt, er steht in bester Kultur, hier wohnt der Gouverneur, und hier haben sich die für die Gasse entscheidenden geschichtlichen Ereignisse abgespielt, soweit wir darüber etwas wissen. Die Araber sollen im Jahre 707 unter Musa ben-Nasir hierher gekommen sein, die Berberfürsten

Vertrieben und die Stadt Sijilmassa gegründet haben, nach der sich die neuen Herrscher bis zur Eroberung Tafilets durch die Marokkaner benannten. Mit den Arabern hielt der Häuserbau seinen Einzug; die Verberrämme hatten nur in Strohhütten gewohnt. Sijilmassa galt das ganze Mittelalter hindurch als eine mächtige und blühende Handelsstadt, wo auch christliche Kaufleute saßen, und der Umfang ihrer Ruinen, die sich am Ostufer des Wadi Sis 8 Kilometer weit hinziehen, scheint das zu bestätigen. Die Stadt soll in den lokalen Gebirgen gegen Ende des 18. Jahrhunderts zerstört worden sein, und nur eine halbwegs erhaltene Moschee inmitten des Ruinensfeldes erinnert an die alte Herrlichkeit. Heute kann man die Ortschaften (Ksars) der Oase, obwohl manche eine beträchtliche Ausdehnung haben, nur besetzte Dörfer nennen. Diese Dörfer sind im Grundriß meist quadratisch oder länglich und von dicken, durch Türme verstärkten Lehmwänden umgeben, den Zugang vermittelt nur ein besetztes Tor, das mit Sonnenuntergang geschlossen wird, und der Torwächter fragt jeden Fremden Anfrömmig genau nach seinem Zweck. Rings um die Mauer zieht sich manchmal ein tiefer Graben, der für einen wirksamen Schutz gilt, obwohl er kein Wasser hat. Die beliebteste Belagerungstaktik der Tafileter besteht nämlich darin, aus den Kanälen Wasser an die Fundamente der Mauern zu leiten, das in dem leicht aufweichbaren Baumaterial schnell eine Bresche legt. Der Graben soll das gefährliche Wasser in sich aufnehmen, die Absicht des Feindes also vereiteln. Im Grundplan der Dörfer herrscht eine gewisse Einheitlichkeit. Nachdem man das Tor passiert hat, kommt man gewöhnlich gleich auf einen großen, auf einer Seite an die Dorfmauer stoßenden viereckigen Platz, von dem die Gäßchen ins Innere laufen. Die geräumigen Häuser zeigen mehrere Stockwerke und sorgfältige Arbeit. Im Gegensatz zum übrigen Marokko haben sie Fenster nach der Straße. Die Gäßchen sind enge und manchmal ganz dunkel, wenn die Häuser zu beiden Seiten sich über sie neigen. Die Karawanenhöfe sind geräumige offene viereckige Plätze mit einem überdeckten Säulengang ringsum. Die Wochenmärkte werden außerhalb der Mauer abgehalten.

Das Dorf Abuam im Bezirk Wadi Ifli ist der Sitz der reichsten Kaufleute und des Handels. Dieser ist auch heute noch nicht unbedeutend. Der sehr ansehnlichen Dattelausfuhr wurde schon gedacht. Von Industrieerzeugnissen wird nur das Maroquinleder (Kilali) ausgeführt, das in ganz Marokko berühmt ist. Die übrige, dürftige Industrie von Tafilet arbeitet nur für den einheimischen Bedarf. Unter anderen gibt es Waffen- und Silberschmiede, ihre Arbeiten sind jedoch ziemlich roh; bessere Waren kommen aus Fes. Die Einfuhr ist weit größer als die Ausfuhr. Zwischen Tafilet und Fes herrscht ein lebhafter Karawanenverkehr. Auf diesem Wege kommen Baumwollstoffe, indigoblaue Frauenkleider aus Baumwolle oder Jute, Schuhe, seidene Tücher und Gürtel, Eisen und Barren, Kerzen, Zuder und grüner Tee nach Tafilet. In Abuam werden diese Waren an andere Kaufleute verkauft, die sie in der Sahara und im nördlichen Nachbargebiet an den Mann bringen; früher gelangten sie teilweise bis in den Sudan. Die Fes-Karawanen nehmen dafür vorzugsweise Datteln mit. Ehedem stellte auch der Sudan Produkte. Hierzu gehörten lange Zeit Sklaven, und der Markt von Abuam war damals mit dieser menschlichen Ware immer gut ausgestattet. Heute ist der Sklavenhandel durch die weisliche Sahara von den Franzosen im allgemeinen unterbunden, obgleich wohl noch mancher Schwarze seinen Weg nach Marokko finden mag. Als der Sudan für die Sklavenversorgung immer mehr versagte, unternahmen die südmarokkanischen Stämme, auch die Tafileter, Raubzüge in die Sahara bis Taodeni und führten die dortigen Salzminenarbeiter als Sklaven mit sich fort. Seit etwa zwei Jahren ist das aber auch nur noch schwer möglich, da die Wüstenwege von den Franzosen ziemlich wirksam überwacht werden.

Von den in Tafilet mündenden oder von dort ausgehenden Handelswegen wurde die Straße nach Fes schon erwähnt. Sie ist gut und sicher und wird in 10 bis 11 Tagen zurückgelegt. Die Straße nach Marrakesch dagegen ist unsicher und um eine Tagereise länger. Nach Algerien laufen mehrere Handelsrouten, doch ist hier infolge der unwirtlichen Wüste und der Anwesenheit von räuberischen Stämmen der Verkehr nur unbedeutend. Nach Westen geht ein Weg ins Wadi Draa, und nach Süden einer quer durch die Sahara über Taodeni und Araum nach Timbuktu. Dieser war, als eine französische Kolonne vor drei Jahren auf ihn stieß, nur noch wenig begangen, aber es zeigten sich deutliche Spuren von einem sehr alten Verkehr. Ueberhaupt haben alle diese Handelsstraßen ein sehr hohes Alter, und es haben wohl bereits zur Zeit der Karthager über Tafilet und andere Punkte Nordafrikas Verbindungen bis in den Sudan hinein bestanden.

H. Singer.

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Sonderausstellung von Nadelarbeiten als Anregung für den Handarbeitsunterricht veranstaltet im Kunstgewerbemuseum (bis Ende April geöffnet). Wie der Zeichenunterricht reorganisiert werden soll, so wird jetzt auch das Augenmerk darauf gerichtet, den Handarbeitsunterricht auf ein besseres Niveau zu bringen, so daß die Kinder Stoff und Material, Zweck und Be-

dürfnis verstehen lernen und Wäsche, Kleidungs- und Gebrauchsstücke in einer sachlich einwandfreien und zweckmäßigen Form herstellen und dann zusehen, wie sie diese organisch schmücken. An erster Stelle steht da die Stiderei. So schreiben die Kinder von Puppenkleidern fort zu eigenen Bedarfsstücken und indem sie den Zweck und den Gebrauch kennen, lernen sie unwillkürlich, aus dem Bedürfnis heraus gestalten und Farbe und Material eigen zu erfinden und sachgemäß zu verwerten. Auf zwei Wegen ist hier versucht worden, Anregungen zu geben. Die einfacheren Arbeiten sind im ersten Saal zusammengestellt. Sie zeigen Proben und Versuche. Einige sind in Mädchenschulen praktisch ausgeführt worden. Das Moderne scheidet sich deutlich von dem Alten. Das Alte ist überladen, prunkt mit seinen Stoffen. Das Moderne ist sachlich, sucht im Material den Wert und verwendet den Schmuck nur sparsam. Die Arbeiten aus einer Posener Mädchenschule sind in dieser Beziehung bemerkenswert.

Im zweiten Saal sind Stidereien ausgestellt, die als Anregungen für die Lehrenden gedacht sind; Entwürfe von Künstlerinnen und Künstlerinnen. Sie sollen die Lehrenden veranlassen, nun ihrerseits, an der Hand dieser Beispiele, den Weg weiter zu suchen. Es sind zum Teil schwierigere Techniken, zum Beispiel die Kurbelstiderei, und zur Herstellung sind oft sehr geschickte Hände nötig, so daß sich diese Muster und Formen nicht direkt zur Uebertragung in die Schule eignen. Doch können sie anregend wirken. Folgendes ist da zu erwähnen. Hübsche Kinderschürzen mit zierlich stilisierten Rehen in feiner Farbe auf dunklem Grunde, entworfen von Rigg. Dann die farbenfrohen Stidereien der Jassie Hösel, die das strenge Muster vermeidet, die in aufgelöster Art Kreise und Blüten hinstreut über zartfarbige Flächen. Die Entwürfe von Niemerschmied für Kissen und Decken zeichnen sich aus durch die Eigenart der feinsten, leichten Muster. Fia Willes Ketten und Gehänge aus alten, einfachen Perlen sind sehr geschmackvoll in den Farben zusammengestellt; die matt dunkle, gebrochene Färbung ist außerordentlich fein verwandt und die Form der Gehänge ist sehr eigenartig. An erster Stelle stehen aber die kraftvollen Arbeiten der Marg. v. Brauchitsch (München), in Kurbelstiderei; kräftigste Farben; großzügige Muster in freier Anordnung.

Diese ganze Ausstellung ist als erster Versuch bemerkenswert. Es soll dargetan werden, daß es möglich und an der Zeit ist, die Grundzüge der modernen Formanschauung auf das bisher so vernachlässigte Gebiet der häuslichen Handarbeit zu übertragen. Die Ausstellung wurde daher zu dem Zweck zusammengebracht, den lehrenden Kräften zu zeigen, welcher künstlerischen Wirkung die so oft gemißbrauchten Techniken fähig sind. Diese Anregungen können nun in weitere Kreise getragen werden, und die weibliche Handarbeit wird es wieder lernen, in wirklichem Sinne das Heim zu schmücken.

a. s.

Aus der Pflanzenwelt.

Das Seemoos, das kürzlich dem Berliner Aquarium zum erstenmal einverleibt wurde, ist vor etwa zwei Jahrzehnten zu einem gesuchten Handelsartikel geworden. Seit dieser Zeit findet das Gebilde mannigfache Verwendung als Zimmerschmuck; als Ampelschmuck in kleinen Muscheln nimmt sich das Gewächs ganz vorzüglich aus. Daß die meisten Leute, welche das Seemoos zu Gesicht bekommen, dieses für eine Pflanze halten, ist begreiflich, denn nicht nur der Name, sondern das Gebilde selbst berechtigt zu solcher Annahme. Und einstmals haben die Gelehrten sogar das Seemoos zu den Seepflanzen gezählt. Unser Zolltarif zählt das Seemoos übrigens auch zu den Vegetabilien.

Was wir als Seemoos bezeichnen, ist das hitinöse Gehäuse eines Hydroidpolypen, eines winzigen, den Korallentieren verwandten Tiers. Der wissenschaftliche Name lautet *Sortularia argentea*. Diese Tiere heften sich an Muscheln, Steinen usw. auf dem Meeresboden fest und bilden durch fortgesetzte Knospenteilung kleine, graugrünen Bäumchen gleiche Gebilde, welche weite Strecken des Baitenmeeres überziehen und diese in grünliche Biefen verwandeln. Bei Sturm haben und Wüsten sind die für Deutschland bedeutungsvollsten Fundstellen, wo das bei stürmischer Witterung von seinem Standort losgeriffene und auf den Strand geworfene Seemoos gesammelt wird. Es sind auch besondere Stellene aufgerichtet worden, in denen sich das von den Fluten herangezogene Seemoos selber fängt. Neuerdings wird die Seemoosfischerei auch in größerem Umfange und in durchaus rationaler Weise betrieben. Die auf den Garneelenfang ausziehenden Fischer haben ihre Netze in besonderer Weise für den Seemoosfang hergerichtet und fischen jetzt neben den Krabben noch Seemoos. Das gesammelte Moos wird gewaschen und mittels einer Bringmaschine getrocknet. Abnehmer sind die großen Seemooshandlungen, in denen das Moos präpariert und gefärbt wird, bis es für den Handel fertig ist. Die Verwendung dieses Tiers zu irgend welchen Schmuckstücken hat gelegentlich bereits vor vielen Jahren stattgefunden. So erzählt der Engländer Ellis, ein Zeitgenosse Linnés, daß er bereits 1751 solche moosartige Geschöpfe auf Papier aufzuleben pflegte, so daß sie eine Art Landschaft darstellten.

h.